Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 7

Artikel: Liebe, Geld, Gummi [Fortsetzung]
Autor: Heller, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-756762

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Liebe Geld Gummi

Roman

von Alfred Heller

8

Copyright by Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart

«'s God», sagt der Michl und geht in seinen quatschenden Schuhen zwei Schritte auf Ardesser zu. Er ist Führeraspirant aus der Ramsau und kennt den Herrn Doktor Ardesser recht gut; denn damals, vor drei Wochen, wie er mit einem miserablen Touristen in der Südwand steckengeblieben ist, war der Herr Ardesser zum Glück auch auf der Jahn-Route und hat ihm aus der Patsche geholfen.

«Servus Michl. Was hat's denn?» frägt Ardesser.

«In der Südwand steckt einer, unter dem schiachen Kamin. Gestern auf d'Nacht hat er Notsignal geben. Wir haben aber nix mehr machen können, weil keine Mander auf der Hüttn waren und 's Wetter kemma is. Und 's Telephon is a hin, weil der Sturm vier Ständer wurzweg abg'rissen hat. Bin i halt abigrennt. Is eh umsonst. Bis d'Expedition von Schladming aufikimmt, is er eh hin. In der Wand hat's an halb'n Meter Neuschnee g'macht.»

«Wer is?»

Der Michel zuckt die Achseln, daß der Wetterfleck einen ganzen Sprühregen entsendet. «Waß net. In der Hüttn war er ja net. Daß er allein is, hab'n ma heut früh durch Perspektiv g'sehn. Er hockt am Band, wissen's eh: grad unterm Kamin. G'rührt hat er si no.»

«Und warum bist net auffi, ha?»

«Herr . . .!» sagt der Michl. «I hab's ja probiert, selbstverständlich. Aber i hab's net dermacht. Bei dem Sturm! Und dem Neuschnee! Dessentwegen bin i dann abigrennt. I hab schon nach Schladming zur Rettungsstelle einitelephoniert. I moan, in aner Stund so werdn's da sein.»

«Is recht», sagt Ardesser. «Hock' di in d'Kuchl und iß' a Trum Supp'n, bis da san. Und nacher nehmt's halt die Haxn fei in die Händ' und schiabt's an. I geh voraus. Es kunnt grad auf die ane Stund ankomme.»

Der Michl glotzt ihn an. «Wia? — Sö gehn auffi?»

«Frag' net so blöd!» brüllt Ardesser ihn an, daß die Mädeln zurückfahren und rennt schon wieder die Stiege hinauf, immer gleich vier Stufen auf einmal.

Oben am Treppenabsatz steht Jolanthe Vermeulen. Sie hat einen Mantel übergeworfen. Noch nie war sie um diese Zeit sichtbar, außer damals, als sie auf die Forellen gingen . . . «Du lieber Gott, was ist denn los?» frägt sie. «Warum schreien Sie denn so fürchterlich?»

«Habe ich geschrien? Entschuldigen Sie, bitte! — Nichts besonderes: ein Mensch ist oben in der Südwand in Bergnot.»

«Oh — was kann man da tun?»

«Man holt ihn, — wenn es möglich ist.»

«Wer? — Sie?»

«Jeder, der mit kann.»

Ihre Augen flackern. «Tun Sie es nicht! Es ist zu gefährlich. — Ich bitte Sie!»

«Fräulein —», sagt Ardesser, «in solchen Fällen können Minuten wichtig sein. Es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie mich aufhalten.»

Aber Jolanthe rührt sich nicht. «Es handelt sich nicht nur darum . . . ich muß mit Ihnen noch einmal sprechen. Und — es ist doch unmöglich, daß nicht auch Sie mir noch etwas zu sagen haben . . .»

«Ich —?» meint Ardesser. «Ich? — Doch, ja. Denken Sie sich: man hat mir die Patentschrift meiner Erfindung gestohlen.»

Sie reißt die Augen auf. «Gestohlen? — Wer? . . .»

«Das müssen Sie Herrn Vermeulen fragen», sagt Ardesser mit einer Stimme, die einem schartigen Rasiermesser gleicht. «Und jetzt, bitte, Schluß. Ich habe keine Zeit mehr.» —

Als er fünf Minuten später wieder herabstürmt — Genagelte, Seil, Rucksack, Wettermantel — steht der Hoanleitn Michl schon in der Tür und wartet. «Nix für ungut, Herr», sagt er. «I derf do mit Ihna? Die Schladminger finden a ohne mi auffi.»

«Red' net so blöd», sagt Sepp Ardesser abermals, aber diesmal strahlend, und gibt ihm die Hand. «Bist ein braver Kerl. In Gottsnam, gehn ma's halt an.» Und dann stackeln sie los, durch den strömenden Regen, mit ausgreifenden Zweimänner-Schritten.

Dreieinhalb Stunden braucht ein normaler Geher vom Sonnhof bis zur Südwandhütte; ein junger, fester Bursch mit guten Lungen nimmt die fünfzehnhundert Meter Steigung wohl auch in gut drei Stunden; Ardesser durchrannte die endlosen Serpentinen in knapp zweieinhalb. Der Hoanleitn-Michl knurrte und keuchte zwar und gab einige Sakranocheinmal von sich, aber mehr wagte er nicht. Es wäre auch zwecklos gewesen. Die letzte halbe Stunde stapften sie schon durch fußhohen, quatschigen Neuschnee. Regen und Schneetreiben hatten zum Schluß aufgehört, und als sie zur Hütte kamen, standen die prallen Wände mit ihren schneeverbrämten Bändern in einem seltsam scharf zeichnenden, diffusen Licht, das durch die dünngewordene, jagende Wolkendecke rieselte.

Im Fenster der Gaststube hatten sie das Fernrohr, ein altes, verbeultes Linsenperspektiv, eingestellt. Ja, dort oben, gerade unter dem dunklen Riß des «schiachen Kamins» — dort befand sich etwas, und dieses etwas, dieser kleine, dunkle Klumpen konnte, mochte wohl ein hockender Mensch sein. Ob er sich bewegte, konnte Ardesser nicht ausnehmen. Die Kellnerin schwor allerdings hoch und heilig, vor einer Stunde hätte der Mann sich noch bewegt, aber die Hüttenwirtin behauptete das Gegenteil.

Sie gossen jeder stehend einen Topf heißen Kaffee hinunter, nahmen die beiden Vierzigmeter-Seile, die auf der Hütte waren, Verbandmaterial und eine gefüllte Thermosflasche. Die Tragbahre und den gewissen, ominösen Sack für den äußersten Fall sollte dann die Rettungsexpedition hinaufbringen, sagte Ardesser, und dann erklärte er noch genau, wie sie aufsteigen würden und wie die anderen nachkommen sollten. Und dann zogen sie los.

Windstärke 5 und dreißig Zentimeter schwerer Schnee sind keine Kleinigkeit, wenn man sich über latschenbesetzte Geröllhalden und steile Schrofen hinaufarbeiten muß. Als sie dann in den Windschatten der Wand kamen, wurde es wohl etwas besser, aber dafür war der Schnee hier zusammengeweht und angehärscht. Nach einer Stunde meinte der Michl, er müsse ein wenig verschnaufen und tastete nach der Thermosflasche im Rucksack. Das erstere gestand Ardesser zu, die Flasche nicht.

«I moan, direkt auffi dermach'n wir's net», meinte der Michl. Ob es nicht besser wäre, links über die Brandriegelwand auszuweichen.

«Damit wir dann in den vereisten Platten unterm Grat steckenbleiben, net wahr? Na, mei Liaber, da bleibt nix übrig, als direkt zum Köpfl auffi, trotz aller Höllschinderei. Von oben seilt dann einer ab. Lebt er noch, dann seilen wir ihn zum Grat hinauf und von dort können ihn dann die Schladminger hinabtransportieren. Lebt er nicht mehr, dann können wir über die Schneid direkt hinab; im Sack spürt er ja nix mehr, der arme Tropf.»

Der Michl gab ihm einen scheuen Seitenblick. «Wohl — wohl», murmelte er, «der Herr hat so recht.» Es war genau elf Uhr dreißig vormittags.

Um drei Uhr standen sie mit blutenden, zerschürften, gefrorenen und zitternden Knien am Köpfl.

Ardesser brüllte hinunter: «Hallo — hallo — Rettung ist da! — Hallo — Rettung!» . . . Noch einmal, zweimal . . .

Von der Hilfsgruppe unten schrien sie zurück; sie waren eben im Einstieg in die Wand, weiter rechts drüben. Aber der Mann, der Mann unten am Band antwortete nicht. Aus dem Kaminriß, dessen Schlund sich neben ihnen öffnete, trieben ein paar Nebelfetzen hoch.

Die beiden Männer blickten sich an. «Kannst nix machen», meinte der Hoanleitn-Michl. «Hab mir's eh denkt. Der Herr schenk ihm . . .»

«Blödsinn!» sagt Ardesser und knotet sich bereits das eine Vierzig-Meter-Seil um die Brust. «Ich geh' jetzt hinab. Paß auf!» Und dann erklärt er ihm langsam, deutlich, alles, was zu tun ist. «Hast verstanden?»

«Wohl.»

«Immer doppelt sichern. Den Zacken hier nimmst . . .»

«Wohl, wohl. — Aber i moan, der Herr is schwerer. Es wär besser, wann i . . .»

«Wer schafft an, du oder i?» blitzt Ardesser ihn an.

«Wohl —», meint der Michel zum drittenmal und sichert das Seil.

Der Mann liegt halb kauernd, die Füße im Rucksack, in eine kleine Felsnische gezwängt. Aus dem Schnee ragen ein paar halbverbrannte Zeitungsfetzen — das Notsignal von gestern abend. Nur einen Augenblick stockt Ardesser — er hat es ja die ganze Zeit über geahnt, nein, gewußt: Fandl! — dann ist er bei ihm.

Ja, da ist wohl wirklich nichts mehr zu machen. — Armer Teufel! — Aber dann reißt er ihm schon die gefrorenen Kleider auf, horcht. — Nichts. — Oder doch? Wahrscheinlich nur der Reflex seines eigenen klopfenden Pulses. — Aber ob nun vielleicht oder nicht vielleicht, man muß alles versuchen. Und dann beginnt Ardesser zu arbeiten. Abreibung mit Schnee — künstliche Atmung — wieder von vorn. Zwanzig Minuten — vierzig Minuten —

Von oben brüllt der Michl. «Hallo! — Was is?»

«Hallo! — Warten!» brüllt Ardesser zurück und arbeitet weiter.

Da! Es war nur ein Hauch, der Schatten eines gehauchten Seufzers, aber es war der Laut, ein lebendiger Laut. — Der Mann lebt! — Ardesser hält einen Augenblick inne; er ist schweißgebadet und die Schläfen klopfen ihm von der vielstündigen, ununterbrochenen und schärfsten Anstrengung. Aber dann legt er mit doppelter Kraft los . . .

Fandl schlägt die Augen auf, schließt sie wieder. Noch erkennt er nichts. Aber den heißen Kaffee trinkt er in gierigen, kleinen Schlücken. Das graue Gesicht bekommt langsam einen lebendigeren Ton. — «Gerade im letzten Augenblick!» denkt Ardesser. —

Irgendwann schlägt Fandl wieder die Augen auf, bewegt sich, ist wach. «Du . . .», sagt er. «Du . . .?» Es ist mehr ein Lallen. Und dann streckt er mühsam die Hand aus. «Ich dank' dir . . .» Aber in diesem Augenblick erwacht er erst ganz, bäumt sich auf. In seinen Augen steht blankes Entsetzen. «Verdammt — du bist es, Ardesser! Du willst dir deine Patentschrift holen. Aber du kommst zu spät. Ich habe sie nicht mehr. Ich schwöre

dir, ich habe sie nicht. Ich habe ...» Und damit sackt er wieder zusammen.

Ardesser kniet neben ihm. «Aber Mensch, was redest du denn für Unsinn. Reiß' dich doch zusammen. Da, trink' noch einmal, aber kräftig. So ... so ... Und jetzt wirst du aufgestellt. Kannst du es aushalten?»

«Ja —», murmelt Fandl und lehnt den Kopf zurück. «Nur weg von da — weg — weg! Mir ist alles gleich.»

Keine leichte Sache, den bewegungsunfähigen Körper des halb Bewußtlosen durch den verschneiten Kamin hinaufzubringen, ohne daß er Schaden nimmt; eine fast übermenschliche Sache! Fandl hängt am Seil, und Ardesser, der frei klettert, stützt und dirigiert seinen Körper. Aber als sie endlich oben sind, beginnt alles um ihn zu drehen und zu tanzen. «Herr —», sagt der Hoanleitn-Michl, «Herr — sö hab'n Ihna die Medaille verdient. Meiner Seel und God!»

Fandl ist in einer Art Dämmerzustand, aber das Herz arbeitet ruhig. Er ist über den Rand hinweg. — Dann sind plötzlich Stimmen da, Leute — die Schladminger.

Ardesser hört sie reden, bekommt ein Dutzend harte Händedrücke.

Der Rest ist gegen das bisherige nur mehr ein Kinderspiel. Um halb sieben sind sie schon unten in der Hütte, ist Fandl von den Weiberleuten in ein warmes Bett gepackt. —

Die Hüttenwirtin kommt die knarrende Holzstiege herab, tritt in die Küche, wo alle beisammenhocken, schlürfend, schmatzend, ihre Pfeifen paffend. «Gut is noch aus'gangen diesmal»», sagt sie. «A bisserl damisch is er halt noch, der Herr, aber derfangt si schon. Morgen rennt er wieder.» Man kann sich auf die Diagnose der alten Pichlerin verlassen; sie ist das siebzehnte Jahr auf der Hütte, und das ist nicht ihr erster Fall.

Ardesser steht auf. «Alsdann kann ich ja gehen ... Nein, hab' keine Zeit net, Leutln. Und — was ich noch hab' sagen wollen: die Kosten zahl' ich. Kommt einer halt nach Hüttau in die nächsten Täg. Und dank schön halt und vergelt's Gott. Pfüat enk!»

In der Hüttentür kommt ihm der Gedanke: ich muß doch noch einmal hinauf zu ihm; vielleicht braucht er etwas — braucht Geld ...

Fandl liegt, von einem ganzen Deckenberg übertürmt, in der schmalen Bettstatt der winzigen Kammer. Auf seinem blassen Gesicht perlen Schweißtropfen; er atmet rasch und leise und schläft den abgrundtiefen Schlaf der Erschöpfung.

«Ja, die Wirtin hat recht», denkt Ardesser. «Aber wie könnte ich nur ...»

Auf der Fensterbank liegen Fandls Sachen, wie sie die Pichlerin säuberlich hingelegt hat: Uhr, Messer, Notizbuch, Geldbörse — eine Brieftasche.

«Natürlich, so ist es am besten», denkt Ardesser weiter, sucht eine Hundertschilling-Note aus seiner Brusttasche hervor und öffnet Fandls Portefeuille, um sie hineinzupraktizieren. Aber da — da stecken ja schon Hunderter, ein dickes Bündel — mindestens zwanzig. — Zum Teufel, woher hat denn der Fandl auf einmal ... und wie hat er oben, auf dem Band, gesagt? — «Du willst dir deine Patentschrift holen ... Aber ich habe sie nicht mehr ... Du kommst zu spät ... ich habe ...»

Ardesser hat plötzlich das Gefühl, als dränge ihm ein spitzer Eiszapfen durch den Leib. — Nein, es hat keinen Sinn, sich länger gegen die Tatsache zu wehren. Also Fandl! — Ardesser legt die Brieftasche wieder hin, wischt seine Finger ab, als wären sie schmutzig geworden, geht zur Tür hinaus, die knarrende Treppe hinab.

Endlos sind diese lächerlichen, armseligen fünfzehnhundert Meter; er braucht beinahe ebensolange, sie hinabzustolpern, wie heute früh zum Aufstieg. Aber trotzdem — heute noch geht er. Nur den Koffer muß er noch holen, dann sofort weiter nach Hüttau! Um zwölf kann er dort sein. In der Kantine sind sie bestimmt noch auf und irgendeine Pritsche findet sich schon.

Endlich der Sonnhof! Im Speisezimmer ist Licht; da sitzen sie jetzt alle beisammen, die Herrschaften. Trifft er wenigstens niemanden, Gott sei Dank!

Aber auf der Stiege ist eben die Cilli, will ein großes Geschrei erheben; sie haben nämlich schon alles erfahren, durch den Botenjungen, der auf der Hütte war. Ardesser beschwichtigt sie: «Morgen, morgen — ich bin hundsmüd'!»

Die Cilli ist ein vernünftiges Mädel, versteht das und verschwindet.

So, da ist er im Zimmer. Ja, hundemüde ist er wirklich, todmüde! Wenn er nur eine Stunde schlafen könnte. Ausgeschlossen; er will, er muß sofort davon. — Also zehn Minuten, nur einmal hinlegen? — Nein.

Unwillkürlich wirft er den Mantel über das Bett, damit es von den Bergschuhen nicht schmutzig wird. — Warum? Er will doch gar nicht, geht sofort wieder ...

Aber da liegt er schon. — —

Junge Schweizer Künstler, unterstützt von spielfreudigen Laien, haben in Zürich das Spiel «Von den klugen und törichten Jungfrauen» der Verfasserin Trud Widmer aufgeführt. Aus Bibeltexten, Minneliedern und Totentänzen schuf die Verfasserin ein Spiel in der Art der mittelalterlichen Mysterienspiele, wie sie einst vor den Kirchenportalen vorgeführt wurden. Und einem Kirchenportal galt der Reinertrag des Ganzen: er ist für die neue Bronzetür des Großmünsters bestimmt. Bild: Fräulein Ruth Widmer (links) und Fräulein Böttcher, das Liebespaar aus dem Spiel der Trud Widmer. Aufnahme Guggenbühl

Alt Regierungsrat Dr. Heinrich Mousson, Zürich

Präsident des Aufsichtsrates der Schweizerischen Schillerstiftung und der Landesmuseumskommission, Ehrendoktor der Universität Zürich und Oberst der Artillerie, beging am 2. Februar seinen 70. Geburtstag. Aufnahme Photopress

Jolanthe und Croissy

Jolanthe unterbricht Croissys logisch gefügte Satzkette mit einer ungeduldigen Bewegung. «Lassen Sie das eine: Haben Sie die Patentschrift? Ja oder nein?»

Croissy fängt ihre unruhigen Augen, fixiert sie. «Ja, ich habe sie», sagt er endlich.

«Ah — also doch. Bravo. Es scheint, daß ich Sie doch ein wenig unterschätzt habe. Dann sind Sie vielleicht doch der richtige Mann, um die Sache zu machen.»

Croissy lächelt. «Vielleicht. Allerdings unter einer Voraussetzung: Sie müssen dabei sein. Ich mache die Sache, aber nur — mit Ihnen.»

«Mit mir?» — Jolanthe zögert, schüttelt den Kopf. «Ich denke, das führt uns abseits. Es handelt sich hier nur um ...»

«... nur um Herrn Doktor Ardesser. Ich glaube, die Situation vollkommen zu überblicken, und es ist manchmal nötig, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen, denn es gibt Mißverständnisse, die irreparabel sind. — Darf ich die Erklärung hinzufügen, daß ich bereit bin, alles aufzubieten, was in meiner Macht steht, um Ihre — um diese Abrechnung möglichst wirksam zu gestalten. Aber abgesehen davon, daß meine ‚Macht' eine ziemlich begrenzte ist, gibt es in dieser Angelegenheit doch auch noch andere, sehr wesentliche Komponenten.»

«Und was wäre noch so wesentlich?»

«Vor allem: Frankreich. Frankreich ist wesentlich. Begreifen Sie doch: hier ist eine Erfindung, die voraussichtlich imstande ist, die Versorgung mit einem für ge-

wisse Zwecke der Heeresrüstung unentbehrlichen Rohstoff vom Ausland, von der Ueberseezufuhr unabhängig zu gestalten. Es handelt sich also um eine technische Neuerung von unabsehbarer Tragweite, die vom Standpunkte der nationalen Verteidigung aus vielleicht wichtiger ist als ein Armeekorps.»

Jolanthe Vermeulen verzieht den hübschen Mund. «Aber, lieber Croissy, kommen Sie mir doch nicht mit solchen Selbstverständlichkeiten. Sagen Sie mir lieber, wozu Sie diesen Herrn — diesen Menschen überhaupt noch brauchen. Sie haben ja die Patentschrift und so weiter. Wer kann uns hindern, praktisch hindern, so viel künstlichen Kautschuk zu erzeugen, als wir wollen?»

«Vermutlich niemand. Große internationale Patentprozesse dauern Jahre. Ganz abgesehen davon, daß dieser Herr Ardesser kaum in die Lage kommen dürfte, je einen solchen Prozeß zu führen. — Aber es handelt sich weniger darum, daß wir das Verfahren haben und auswerten können, als daß die anderen davon ausgeschlossen bleiben. Und dazu brauchen wir Ardesser, das können wir nur mit ihm. — Vergessen Sie nicht, Fräulein Vermeulen: es handelt sich um ein vitales Interesse der nationalen Sicherheit, es handelt sich um Frankreich.»

Jolanthe wirft den Kopf zurück. «Frankreich ist ein starkes Argument, und Sie verstehen es zu gebrauchen. Aber es ist zu . . .»

«. . . zu allgemein, wollen Sie wohl sagen? — Ich habe noch ein wesentlicheres, stärkeres: ich möchte, daß Sie meine Frau werden, Jolanthe.»

Sie steht bewegungslos, unschlüssig. — Frankreich? Ja, das ist viel, sehr viel. — Und dann ist noch der Haß, der unausschöpfbare, brennende Haß gegen diesen großen Teutonen mit der Sturmlocke, gegen diesen erbärmlichen Erfinder, — und dieser Haß ist noch mehr. — Aber in der anderen Waagschale liegt der hochmütige Unabhängigkeitsinstinkt des verwöhnten, reichen Mädchens, der einzigen Tochter eines Vermeulen. — Die Schalen stehen gleich. — Unwillkürlich streicht ihr Blick zu Croissy hinüber, gleitet über sein kluges Gesicht mit den energischen Lippen und den spöttisch-sicheren Augen unter dem leicht melierten Haar, über seine tadellose Figur. Sie merkt es noch gar nicht: langsam senkt sich die eine Schale.

Aber Croissy sieht es, nimmt ihre Hand, senkt seine Lippen auf ihre Wurzel: nicht eine Sekunde zu lang, nicht eine halbe zu kurz. Er versteht sich darauf, Krisen zu meistern. «Dann darf ich also annehmen, daß ich Gnade gefunden habe?» Und da kein Widerspruch erfolgt, nimmt er auch die Lippen.

«Einverstanden», murmelt Jolanthe und unterliegt dem schmerzlich-süßen Gefühl, sich dem prickelnden Fluidum dieser überlegenen und kultivierten Männlichkeit nicht mehr entziehen zu können. «Einverstanden. Aber bilde dir ja nicht ein, mein Bester, daß . . .»

«Nur ein Narr oder Dummkopf könnte sich darauf nichts einbilden», meint Croissy, «und ein solcher kommt ja für Jolanthe Vermeulen nicht in Betracht.» —

Der Tote

Irgendwann schreckt Ardesser auf. Was? . . . Ach so, er hat also doch geschlafen! Komisch, vorhin war es doch schon ganz finster, neun vorbei, und jetzt ist es ganz hell . . . Mit einem Satz ist er vom Bett herunter, steht beim Fenster. Im Hof liegen die langen, schrägen Abendschatten. Also durchgeschlafen, eine ganze Nacht und einen ganzen Tag durchgeschlafen! Pfui Teufel! Ardesser, du wirst alt. Höchste Zeit, daß du von da fort kommst. — Da geht unten gerade die Cilli mit einer klappernden Milchkanne.

«Hallo Cilli!»

Das Mädchen blickt auf, legt den Finger auf den Mund. «I komm' schon», sagt sie und verschwindet im Hauseingang. Eine Minute später klopft sie an der Tür. «Ich kann nichts dafür, Herr Doktor», sagt sie und bemüht sich aus irgendeinem Grunde um ein ungewohntes Hochdeutsch. «Ich habe Sie heute früh dreimal wecken wollen, aber es war unmöglich. Sie haben ja geschlafen wie ein . . . wie ein Toter», und plötzlich schlägt sie die Hände vors Gesicht und fängt zu flennen an.

«Aber Cilli — was gibt's denn?» sagt Ardesser ebenso ratlos als ungeduldig und blinzelt über ihre schütternden Schultern hinweg zur halboffenen Tür; wenn er nur schon draußen wäre, fort und davon!

«Weil wir wirklich einen Toten hier im Haus haben», schluchzt die Cilli. «Heut früh ist er gestorben, der Herr Weilich. Einen Blutsturz hat er bekommen, und dann war's auch schon aus, bevor noch der Doktor aus Schladming da war. So jung! Und so ein feiner, netter Herr. So ein Jammer!»

Ardesser packt sie am Arm. «Was schwatzen Sie da?»

«Au weh!» schreit das Mädchen. «Sie zerbrechen mir ja den Knochen. Herrgott, was Sie für eine Kraft haben, Herr Doktor!» Und plötzlich sind ihre Tränen weg.

Ob er noch hier ist, will Ardesser wissen.

«Ja, er liegt noch drüben im Zimmer, aber ich geh' nicht hinein, nicht um ein Schloß. Heute in der Nacht sollen seine Verwandten kommen und dann bringen sie ihn nach Schladming, ganz zeitig früh und ganz still, damit kein Aufsehen ist. Der Herr Baron hat das so arrangiert. Der junge nämlich. Denn — das wissen Sie ja auch noch nicht, Herr Doktor — der alte Baron hat ihm alles übergeben, dem Herrn Gustl. Wir werden nämlich hier bald eine Hochzeit haben — hier macht die Cilli eine kleine Kunstpause, um die Wirkung der folgenden Mitteilung noch zu steigern — denn, denken Sie sich nur: der junge Herr Baron hat sich mit dem Fräulein Hella verlobt. Gestern abend haben sie's gefeiert; der arme Herr Weilich war auch noch dabei und so lustig, so lustig! — Es ist schon so, wie man immer sagt: Leben und Tod sind . . .»

Aber Ardesser schiebt das verdutzte Mädchen einfach zur Seite und geht hinaus. —

Da liegt der arme Kerl, blaß und lang hingestreckt, und es scheint in dem halbdunklen Zimmer fast so, als wäre auf seiner wächsernen Maske der Schein eines Lächelns erstarrt. Aber unmerklich verändert sich das Antlitz, wird zu dem grauen, verzerrten Gesicht des andern, den er gestern von dem verschneiten Band aus der Südwand herausgeholt. Den hat der Tod nur gestreift, den hier hat er genommen. — Vielleicht daß es nicht so gekommen wäre, wenn Britta hier gewesen wäre. Warum war sie nicht da, ist sie nicht da! Ja, bestimmt wäre alles anders gekommen. Fandl wäre wohl nicht zum Dieb geworden und Weilich wäre vielleicht noch am Leben. Und wahrscheinlich hättest du noch gern gelebt, hast nach dem Leben gehungert, hast . . .

In der Ecke bewegte sich etwas. Ardesser fuhr herum. Der alte Thomasl hockte dort auf einem Schemel.

«I waß net, i moan net», sagte er und stand umständlich auf. «Sie entschuldigen schon, Herr, aber weil's halt grad mit ihm g'redt haben, mit'n Herrn Weilich. I moan halt a so: 's Sterb'n kommt an jeden hart an, weil er's net besser weiß. Aber ob's totsein a so hart is, dös is a andere Frag'. Für den bestimmt net, denn der hat kaner Fliagn was tan. — Ja sehn's, Herr: so a Fliagn saust a paar Täg umeinander in der Sonn', bis daß hin is; und so a Schermaus arbeit' a paar Jahrln unter der Erd' und plagt si und sieacht nia an Himmel und a Wolken, bis daß amal in der Fall'n hängt. Können sö sag'n, wer besser dran g'west is, die Fliagn oder die Schermaus? Na also!» Und damit schlurfte er hinaus. Es war die längste Rede, die er je gehalten hatte, der ungläubige Thomasl.

Noch einmal Vater und Tochter

«Höre, Chuck», sagte die kleine Jolanthe, «ich muß einmal ganz ernst mit dir reden.»

Vermeulen lächelte ein wenig malitiös. «Du nimmst dir immer zu viel vor, Jolly!»

«Und du, Chuck, lebst auf dem Mond, auf einem Mond, der sich ‚Vermeulen Cie. S. A.' und so weiter nennt und kennst nichts anderes, nicht einmal mich. Ich habe mich bisher nie in deine Angelegenheiten gemengt, aber jetzt ist es Zeit.»

Der Großindustrielle zuckte die Achseln. «Bitte, wie du willst» — sein Lächeln war um einen Schatten kälter —, «aber wenn es sich, wie ich vermute, um diesen Herrn Ardesser handeln sollte, dann . . .»

«Es handelt sich in keiner Weise um ihn, sondern nur um seine Erfindung. Ich kenne deinen Standpunkt. Er ist unantastbar — solange sich niemand anderer findet, der die Sache in die Hand nimmt.»

«Dieser andere wird sich nie finden.»

«Hier beginnt eben dein Irrtum, Chuck. Er existiert bereits.»

Vermeulen legte die Zigarettenspitze hin; der letzte Hauch seines Lächelns war eingefroren. «Meine liebe Jolly! Es ist zwecklos, daß du mir Croissys Ansichten noch einmal vorträgst. Ich kenne sie und teile sie nicht. Damit ist die Angelegenheit erledigt.»

«Es handelt sich hier nicht um Ansichten, sondern um Absichten. Sogar um viel mehr: um einen festen Entschluß. Ich stimme ganz mit dir überein, daß Ardesser ausgeschaltet werden muß. Aber sein Verfahren läßt sich nicht ausschalten. Es gibt daher nur zwei Möglichkeiten: entweder, du nimmst die Erfindung Ardessers . . .»

«Oder . . .?» fragt Vermeulen mit vernichtender Ruhe.

«Oder wir machen sie.»

«Das erstere», sagt Vermeulen, und sein Gesicht ist jetzt ganz versteinerte Lava, «das erstere ist möglich, wäre aber Wahnsinn; das letztere ist unmöglich, was eine weitere Stellungnahme erübrigt.»

Jolanthe schlug die Hände zusammen. «Chuck! Ich bitte dich! Was redest du da! Du mußt endlich von deinem Mond herunter. Wahnsinn ist es, daß du dich eigensinnig in den Gedanken verbissen hast, eine so lebendige Sache tot machen zu wollen. Du mußt auch noch eines wissen: wir brauchen diesen Herrn Ardesser gar nicht mehr. Wir können seinen Kautschuk auch ohne ihn machen, verstehst du — auch ohne ihn!»

«Ich verstehe. Aber es scheint, daß auch du mich sehr wenig kennst. Ich mache so etwas nicht. Es bleibt dabei. Die Sache ist erledigt. Bis auf das von dir soeben mehrfach gebrauchte ‚wir'. Darüber würde ich gerne Näheres hören.»

«Wir? — Wir sind Direktor Croissy und ich. Wir haben uns verlobt.»

Vermeulen blieb regungslos, aber es war, als strahlte alle seine mühsam zusammengehaltene Energie wie ein Elektronenhagel von ihm aus. Endlich sprach er: «Zwei wichtige Mitteilungen im Kabelstil! — Was die erstere anlangt, so muß ich nur richtigstellen, daß Herr Croissy nicht mehr mein Direktor ist. Ich denke, du wirst das begreifen.»

«Gewiß, Chuck!»

«Und was die Verlobung betrifft — du bist ja großjährig, Jolly, gewiß — leider! Aber du bist auch klug genug, um zu verstehen, daß ich diese Verbindung unter den gegebenen Verhältnissen nicht nur bedauere, sondern auch mit allen Mitteln bekämpfen werde . . .»

Jolanthe huschte heran, küßte ihn auf die Stirn, strich über sein Haar. «Ja, Chuck, ich begreife das. Aber tue es lieber nicht. Es ist zwecklos, sinnlos. Du weißt doch: ich bin wie du.»

Vermeulen hob seine schlaffe Hand mit den blauen Adern. «Sinnlos ist alles, zwecklos nichts. Wir fahren morgen, Jolly.»

Sie stand neben ihm, über ihm gebeugt. «Morgen? Ich weiß nicht, Chuck. Wir werden sehen . . .» Dann war sie draußen. —

Unten pendelte Croissy auf und ab. Er zog ihre Hand an die Lippen. «Nun? . . .»

Sie sprudelte fliegend ihren Bericht. Croissy wartete das Ende gar nicht ab. «Tant mieux», meinte er. «Dann eben Variante zwei. Ist mir, aufrichtig gesagt, ohnedies lieber.» —

(Schluß folgt)

SÜDLICHES STÄDTCHEN

VON JOHANNES VINCENT VENNER

Die alten Häuser haben krause Namen.
Und stille Erker mit verblichnem Zierrat
Seh'n gleich Gesichtern in die engen Gassen.
An hohe Taten mahnen manche Fresken . . .
Und da und dort thront überm hohen Torgang
Inbrünstig segnend eine Muttergottes . . .
Aus langen Gängen weht ein leises Lachen,
Mich dünkt's auch wie von rauschenden Gewändern
Und Tritten, leis verklingend in der Ferne.
Mit sanftem Nicken gehen fromme Frauen
An mir vorbei. Und weit aus frühen Träumen
Umhüllt die Sehnsucht mich in seidne Falten.

Haarpflege im Mittelalter

Ausschnitt aus einem sogenannten Scheibenriß des Hans Sebald Beham.

Die vornehme Gesellschaft bediente sich im Mittelalter zur Haarpflege eigenartiger Bürsten mit Griffen aus vergoldetem Silber von zum Teil sehr prunkvoller Arbeit. Unser Bild aus dem Jahre 1521 zeigt eine Dienerin, die mit einem solchen Haarpinsel das Haar ihrer Herrin behandelt — oder nach unserer zeitgemäßen Einsicht eher mißhandelt. Andere Zeiten, andere Sitten!

Sorgsame Haarpflege treibt die moderne Frau mit Trilysin, dem wissenschaftlichen Haartonikum, das auf biologischem Wege Haarboden und Haar ernährt und die Jugend des Haares erhält.

Die erfrischende Wirkung dieses Haarpflegemittels auf Kopfhaut und Kopfnerven wird gerade von der Frau als besonders wohltuend empfunden.

TRILYSIN: Flasche . . . Fr. 4.25
Doppelflasche Fr. 6.75
TRILYSIN-OEL . . . . Fr. 2.—

DAS BIOLOGISCHE HAARTONIKUM

Trilysin

W. BRÄNDLI & CO. EFFINGERSTRASSE 5 · BERN